

Giekenener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Giekenener Anzeiger (General-Anzeiger).



Kinderseele.

Roman von Reinhold Ortman.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

11. Kapitel.

Förmlich wie die Art seiner Anmeldung waren auch Haltung und Miene des für Bardeleben offenbar völlig unerwartet gekommenen Besuches. Leicht auf seinen Spazierstock gestützt, und das sichtlich schwächere rechte Bein ein wenig nachziehend, hatte Herbert Rasmussen die Bibliothek betreten. Er trug nicht mehr, wie bei den Bestattungsfeierlichkeiten, die Kavallerieuniform, sondern einen schwarzen Zivilanzug, und in seiner äußeren Erscheinung war kaum noch irgend etwas, das den Offizier verraten hätte. Seine mittelgroße Gestalt nahm sich klein und schwächlich aus neben dem Riesenwuchs seines Schwagers und der schlanken Söhe Jadviga.

Das Gesicht des etwa Achtundzwanzigjährigen aber hatte vollends nicht einen einzigen soldatischen Zug. Mit seiner hohen, schmalen Stirn, seinem in den Winkeln leicht nach abwärts gezogenen, auf herbe Verschlossenheit deutenden Munde würde man es viel eher für das Gesicht eines Geschäftsmannes gehalten haben oder, wenn man zufällig einem vollen Blick der großen, braunen Augen begegnete, vielleicht auch für das eines Künstlers. Es war manches darin, das an seine schöne Schwester erinnerte.

Wenn es ihn überrascht hatte, die junge Dame hier zu finden, so verriet sich davon doch nichts in der abgemessenen Korrektheit seines Benehmens. Er entschuldigte sein spätes Erscheinen mit dem Wunsche, sich über Dietlindes Befinden zu unterrichten, und Jadviga gab ihm mit liebenswürdiger Bereitwilligkeit ihre hoffnungsvoll klingende Auskunft.

„Uebrigens hat die Kleine schon wiederholt nach Ihnen gefragt, Herr Rasmussen,“ fügte sie hinzu. „Wahrscheinlich hat sie von ihrer alten Josepha gehört, daß Sie hier seien, und sie hat offenbar das Verlangen, Sie zu sehen.“

„Wirklich? Es ist mir eine große Freude, das zu hören. Sie würde sich meiner kaum noch erinnern, denn es sind ja schon fast anderthalb Jahre, daß ich sie zum letzten Male gesehen.“

„Darf ich fragen, wo das geschehen ist?“ mischte sich Bardeleben ein. „Auf Klein-Elbach bist du doch, so viel ich weiß, seit meiner Hochzeit nicht mehr gewesen.“

„Nein. Aber ich traß in Schlungenbad mit meiner Schwester zusammen und verbrachte vierzehn Tage in ihrer Gesellschaft.“

„Davon höre ich heute das erste Wort. Es ist merkwürdig, daß man selbst so unüberfängliche Dinge vor mir mit dem Schleier des Geheimnisses zu umhüllen liebt.“

„Wenn Irma dir nichts davon gesagt hat, wird sie vermutlich angenommen haben, daß es für dich ohne Interesse sei. — Ist es mir gestattet, Dietlinde morgen zu sehen?“

Die Frage war wieder an Jadviga gerichtet, nachdem er die Bemerkung Bardelebens sehr obenhin abgefertigt hatte.

Ihre Erwiderung kam etwas zaudernd. „Der Arzt sprach heute den Wunsch aus, daß noch für einige Tage alle Besuche von dem leicht erregbaren Kinde ferngehalten werden möchten. Aber da die Kleine so lebhaft nach Ihnen verlangt, und da Sie vielleicht schon bald wieder abreisen wollen —“

„Pardon, gnädiges Fräulein, diese Absicht habe ich nicht. Ich werde wahrscheinlich den ganzen Winter in Reinswaldau verbringen.“

Mit einer Gebärde des Erstaunens hob Bardeleben den Kopf. „Was? Den ganzen Winter? In diesem gottverlassenen Nest?“

„Es ist meine Heimat, mit der ich durch tausend liebe Erinnerungen verknüpft bin. Außerdem brauche ich Einsamkeit und Ruhe.“

„Und der Dienst? Hast du denn auf so lange hinaus Urlaub?“

„Ich werde schwerlich wieder Dienst tun können.“

„Auch deinen Sturz habe ich rein zufällig aus den Zeitungen erfahren, da Irma nicht für nötig gehalten hat, mir darüber zu schreiben. Du warst, wie ich las, schon wieder außer Gefahr, und du hast mir's darum hoffentlich nicht übelgenommen, daß ich mich nicht mit Rundgebungen meiner Teilnahme aufdrängte.“

„Gewiß nicht. Die Sache war ja auch ohne alle Bedeutung.“

„Ohne alle Bedeutung?“ fiel Jadviga ein. „Obwohl Sie noch jetzt an den Folgen zu leiden haben?“

„So kann man es wohl kaum nennen, gnädiges Fräulein. Die Schwäche in der rechten Hüfte belästigt mich sehr wenig. Auch am Stock kommt man immer noch schnell genug durch das Leben.“

„Aber Ihre militärische Laufbahn? Sie können sich wirklich so leicht mit dem Gedanken abfinden, ihr zu entsagen?“

„Ich würde mich wohl damit abfinden müssen, auch wenn es mir schwer fiel. Aber es fällt mir nicht schwer. Nur die Mühsicht auf die Wünsche meines verewigten Vaters hat mich bis jetzt in diesem Beruf gehalten.“

Er antwortete höflich, aber immer mit demselben unbeweglichen Gesicht und in einem Ton, der deutlich genug erkennen ließ, daß er das Thema nicht fortzuspinnen wünschte. Auch auf seine Absicht, Dietlinde zu sehen, schien er nicht zurückkommen zu wollen.

Jetzt wandte sich Jadviga an Bardeleben: „Ich will doch noch einmal nach dem Kinde sehen, Harro. Du entschuldigst mich wohl für den Rest des Abends.“

Sie reichte ihm die Hand, und er geleitete sie zur Tür, nachdem zwischen Herbert Rasmussen und ihr dieselbe förmliche Verbeugung ausgetauscht worden war wie bei seinem Eintritt.

Als Bardeleben zurückkehrte, stand der Oberleutnant noch immer neben seinem Sessel.

„Nun? Willst du nicht Platz nehmen?“ fragte der Baron. „Denn du bist doch wohl nicht bloß Dietlindes wegen von Reinswaldbau herübergekommen?“

Es war seit langer Zeit das erste Mal, daß sie einander allein gegenüberstanden. Als Rasmussen unmittelbar nach seinem Eintreffen an den von hundert Kerzen erleuchteten offenen Sarg getreten war, in dem seine schöne, bleiche Schwester im Schmuck ihres weißen Hochzeitskleides ruhte, hatte der Oberleutnant kein Wort an den neben ihm stehenden Gatten der Toten gerichtet. Minutenlang hatte er starr in das Antlitz der Entschlafenen geblickt; dann war er aufschreckend in die Knie gesunken, und in diesem Augenblick hatte sich Bardeleben stumm zurückgezogen. In der Folge aber waren sie einander nur im Beisein vieler Begneter, und nichts als kurze, gewissermaßen unpersönliche Bemerkungen waren zwischen ihnen getauscht worden. Rasmussen hatte den Schwager so wenig nach der Krankheit seiner Schwester gefragt als nach den näheren Umständen ihres Todes. Aber er war noch am Abend seiner Ankunft länger als eine Stunde bei dem Sanitätsrat Wittmann in Reinswaldbau gewesen, und einmal hatte Bardeleben ihn auch in angelegentlichem Gespräch mit der alten Josepha gesehen. Er hatte also keine Veranlassung gehabt, ihm aus freier Stücken Auskünfte zu erteilen, die nicht verlangt wurden, und er war ersichtlich auch jetzt entschlossen, die Fragen des anderen abzuwarten.

Der Oberleutnant hatte sich trotz der Aufforderung nicht wieder gesetzt. Auf seinen Stuhl gestützt, blickte er dem Schwager fest und ruhig ins Gesicht. „Ich hatte allerdings den Wunsch, einiges mit dir zu besprechen.“

„Dringendes vermutlich, da du schon den Abend des Besichtigungstages dazu wählen mußtest.“

„Dringend? Ich weiß nicht, ob es dir so erscheinen wird. Jedenfalls läßt es sich hinausschieben, wenn du jetzt nicht in der Stimmung bist, mich anzuhören.“

„Stimmung?! — Mein werter Herr Schwager, wenn es auf meine Stimmung ankommt für das, was du mir zu sagen gedenkst, so nimm getrost an, daß ich in der Stimmung bin, die ganze Welt hier zwischen meinen Fäusten zu zermalmen.“

Er hatte seine herkulischen Arme ausgestreckt und die geballten Hände geschüttelt.

Herbert Rasmussen stand unbeweglich. Seine Lippen hatten sich noch fester zusammengeschlossen, und seine Stirn war durchfurcht. Dann fragte er halb laut: „Geht es dir in Wahrheit so nahe? Hast — hast du wirklich so tief und so wahr geliebt?“

Bardeleben sah ihn an mit einem Blick, in dem es wie von Flammen schwer verhaltenen Jornes loderte. „Was gibt dir ein Recht, mich das zu fragen?“

„Ich habe auf der Welt nichts geliebt als meine Schwester, und ich war bis heute der Meinung, daß sie nicht glücklich gewesen ist.“

„Durch meine Schuld — nicht wahr?“

„Zum Teil vielleicht auch durch die Schuld anderer. Aber deine Aufgabe wäre es gewesen, zu sühnen und gutzumachen, was andere an ihr gesündigt haben.“

„Das ist ja ein ganz neuer Vorwurf, und ich bin wohl zu einfältig, ihn zu verstehen. Wer sind denn diese anderen gewesen?“

„Die, von denen sie gezwungen oder überredet wurde, deine Frau zu werden.“

„War es so gemeint? Da möchte ich allerdings um etwas mehr Deutlichkeit gebeten haben. Wer hat sie dazu gezwungen oder überredet?“

„Mein Vater und seine Schwester, die damals einen verhängnisvollen Einfluß in unserm Hause ausübte.“

Mit verschränkten Armen lehnte Bardeleben am Schreibtisch. Sein Gesicht war hoch gerötet, aber er sprach mit erzwingener Ruhe: „Diese Offenherzigkeiten sind für mich natürlich sehr wertvoll. Aber bei meiner Kenntnis von Jernas Charakter mußt du schon entschuldigen, wenn ich ihnen vorläufig noch einigen Zweifel entgegensetze. Ich hatte vielleicht nicht immer Veranlassung, in eitel Bewunderung zu ihr aufzublicken, aber ich habe sie bis heute für eine wahrhaftige Natur gehalten. Du bist meines Wissens der erste, der sie einer schmählichen Lüge beschuldigt.“

„So hat sie dich ihrer Liebe versichert? So hat sie geschworen, nie einen anderen heißer und inniger geliebt zu haben als dich?“

„Einen anderen? Ehe sie sich mir verlobte?“

„Ja. Damals und später. Nach meiner Ueberzeugung bis zu ihrem letzten Atemzuge.“

Bardeleben ließ die Arme sinken. Mit vorgeneigtem Kopfe stand er da und starrte den Sprechenden an, als ob er ihm die Worte von den Lippen reißen wollte. „Das verrätst du mir? Du — ihr Bruder? Und an ihrem offenen Grabe? Bist du ein Schurke oder ein Narr?“

„Es ist mir gleichgültig, als was ich dir erscheine. Ich stehe hier in Erfüllung einer Gewissenspflicht. Du sollst wissen, was diese Frau um dich und durch dich gelitten hat. Und du sollst nicht vor der Welt herumgehen als der untröstliche Gatte, der sich in Trauer um ein verlorenes Glück verzehrt. Ich will es nicht — ich kann es einfach nicht ertragen.“

„Die fromme Absicht nimmt mich nicht wunder. Ich kenne die Wärme deiner Gefühle für mich ja zur Genüge. Aber du hast dich von falschen Voraussetzungen leiten lassen, mein Herr Schwager! Ich denke nicht daran, den untröstlichen Gatten zu spielen um ein verlorenes Glück zu jammern, denn ich bin in diesen acht Jahren eine der elendesten Kreaturen unter der Sonne gewesen. Und ich habe die Frau, die wir heute begraben, so wenig mehr geliebt, als ich dich liebe. Ich hoffe, du wirst mir's auf mein Wort hin glauben.“

„Ich habe nie etwas anderes vermutet, und eben deshalb ist meine Seele voll der grimmigsten Empörung gegen diese schmachvolle Komödie.“

„Nehmen Sie sich in acht, Herr Oberleutnant Rasmussen! — Gegen welche Komödie.“

„Gegen diese erheuchelte Verstörtheit, gegen diesen Anschein einer verbissenen Verzweiflung, die doch nur Lüge ist, nichts als Lüge. Ich will nicht, daß das Andenken der Toten durch ein Gaukelspiel entweiht werde. Ich will Wahrheit. Und darum bin ich noch an diesem Abend hergekommen, um dir zuzurufen: Herunter mit der Maske! Mag jeder um meine Schwester trauern, nur nicht der, der sie — gemordet!“

Er hatte seine Stimme nur wenig erhoben, aber die Worte waren trotzdem wie Schwertthiebe gefallen, und eine eherne Unerbittlichkeit war in dem farblos gewordenen Antlitz des Sprechenden.

Nun lag Stille über den beiden Männern — schwer, unheimlich lastend, sekundenlang.

Darro von Bardeleben stand regungslos, stumm, mit leerem, glasigem Blick. Endlich hob es wie ein röchelndes Atmen seine Brust. Seine Hand tastete nach der Lehne des Schreibessels, und als er sie erfaßt hatte, ließ er sich schwer in das Polster fallen.

„Wenn ich sie gemordet habe — gut, nehmen wir an, ich hätte sie gemordet — warum bist du dann nicht zur Polizei gegangen und zum Staatsanwalt? Oder warum schreist du es nicht wenigstens in alle Welt hinaus, wie es doch deine Pflicht und Schuldigkeit wäre?“

„Weil Verbrechen, wie man sie an meiner Schwester verübt hat, nicht vor das Forum irdischer Richter gehören, und weil dies eine Angelegenheit ist, die nicht die ganze Welt angeht, sondern nur dich und mich.“

„So sprich wenigstens deutlich. Auf welche Art habe ich sie deiner Meinung nach gemordet?“

„Damit, daß du sie zum Weibe nimmst, ohne von ihr geliebt zu werden und ohne sie zu lieben — damit, daß du blind oder teilnahmslos warst für die Qualen, die in der Knechtschaft dieser Ehe ihre Seele zerrissen und stückweise hinstirben ließen — damit, daß ein anderer in den Tod gehen mußte, weil das Wappen der Bardeleben neuer Vergoldung bedurfte.“

„Von all diesen unsinnigen Vorwürfen trifft mich nicht einer.“

„So entkräfte sie doch, wenn Ehre und Gewissen es dir erlauben.“

(Fortsetzung folgt.)

Freie und unfreie Kinderaufsätze.

Einen hochinteressanten Einblick in die Wirklichkeit unseres heutigen Schulbetriebes gewährt ein großangelegter pädagogischer Versuch, dessen Ergebnisse in dem eben erschienenen Buche: *Schmidler, Der Schulaufsatz* (Verlag B. G. Teubner, Leipzig u. Berlin) vorgelegt werden. Der Verfasser ließ an ein und demselben Tage in allen Gattungen der Leipziger Schulen einen Aufsatz über das Thema „Erlebtes vom 18. Oktober“ schreiben. Aus den mehr als 5000 Aufsätzen zieht er wichtige Schlüsse sowohl für die Beurteilung der heutigen Unterrichtsmethodik wie für die Psychologie des Kindes und die Ausgestaltung des Aufsatzunterrichts im Sinne einer Förderung des persönlichen und des Kulturlebens.

Die folgenden Aufträge stammen aus dem dritten Schuljahr einer höheren Mädchenschule. Sie sind das Ergebnis einer Sammlung im freien Aufsatze.

1. Illumination. Wir waren auf den Markt. Da ritt ich mir das Sieges-Denkmal an. Rufen herum waren Fackeln das gefiel mir am besten. Ich fragte mein Vater ob ich mich einmal darunter stellen kann und er sagt ja, und ich (stell-) stellte mich darunter O, wie warm war das so mollisch. Und unten herum war alles voll Heide das sah aber schön aus und auf einer Stufe sah ein Kranz aus Tanne und das Roth gut. es war ein Kranz aus Tanne und eine Schleife Aber nun wollten wir uns auch etwas anderes ankliden und ich sagte Das war Das schönste.

2. Wie die Stadt geschmückt war. Am Sonnabend gingen meine Eltern, mein Bruder und ich in die Stadt. Um die geschmückten Häuser anzusehen. Die Frauenberufsschule war sehr schön geschmückt. Sie gefiel mir so gut mit den vielen Kränzen, die mit roten Bändern festgemacht waren. Am besten gefiel mir aber doch Bolich mit seinen vielen Fahnen wo lauter Wappen drauf waren.

Die Illumination. Da wir Sonnabend keinen Wagen bekamen sagte mein Vater: „Kommt Kinder, wir wollen uns die Illumination ansehen.“ Erst kamen wir am Rathaussturm vorbei. Der war prachtvoll rot erleuchtet. An unser Haus kam der Wind, sodas einpaar ausgingen. Auf dem Markt war es auch sehr schön, nämlich um das Siegesdenkmal brannten ganz große Fackeln.

Die verschiedenen Fahnen. Eine Fahne sah gold, rot, schwarz. Eine konnte man nicht erkennen, nur konnte man sehen, das sie drei Bänder hatte.

3. Mit schwerer Mühe angelangt. „Endlich sind wir da das hat aber lange gedauert nicht-wahr?“ „Mutti ist schon jemand vorbei gefahren.“ „Das weiß ich selber nicht genau aber ich kann mal jemanden fragen.“ „Ja bitte ja bitte ich möchte es sehr gerne wissen!“ „Nun ja.“ „Mutti du weißt du was ich frage einmal selber jemanden.“ „Ja gehe einmal zu dem Mann hin.“ „Ach können Sie mir vielleicht sagen ob der Studenzug schon vorbei ist.“ „Ja, der ist schon lange weg es sind sogar schon ein paar Fackeln weg.“ „Mutti denke nur einmal an es ist schon der Studenzug ist schon vorbei, und denke nur ein paar Fackeln sind auch schon weg, das ist aber schrecklich! Nein zu schade das kommt aber bloß wegen der Elektrischen es müßten doch eigentlich mehr Bahnen fahren! Mutti der Mann hat gesagt, sie kämen noch einmal auf dem Rückweg!“ „O fein! das ist fein! da sehen wir noch einmal sehen das ist fein! Ach nun Klingel es das ist aber schade nun muß ich aufhören mein sowas! Sowas werde ich nie wieder vergessen wie uns auch bloß sowas passieren kann! Nein sowas das war doch zu schrecklich das kommt aber bloß wenn man zu spät kommt. Aber wir haben sie alle noch auf den Rückweg gesehen!“

4. Judchei, heut' geht es zum Feste! Jetzt gehen wir zur Elektrischen. Bati dort ist der König, siehst du ihnen? Ja, ja, ich sehe ihnen. Ach wie ist das schön! Nun wollen wir aussteigen, ja, o, ja! Wir wollen in die Geothelstraße und auf den Augustusplatz gehn. Die Geothelstraße sieht zu schön aus. Bati wird der Palä heute abend wieder geschmückt, ja, der muß aber hübsch aus sehn sagte ich. Der Augustusplatz sieht auch schön aus, grade mit den Fackeln nicht? Ja. Man kann garnicht wegsehen, so schön ist es! O, guck Bati, jetzt sind ja Flammen dort oben? Ja. Aber jetzt müssen wir nach Hause fahren, wie schade! Das war ein schöner Abend!

Nun eine Anzahl von Aufträgen gleichaltriger Kinder einer Bürgerschule, welche an die alte, unfreie Aufsatzmethode gewöhnt waren.

5. Wir waren am abend in der Stadt zu der Illumination. Wir haben auch Illuminiert. Wir waren auch an den Völkerschlachtdenkmal. In der Königstraße habe ich den Kaiser gesehn.

6. Als wir in der Stephanstraße standen kamen erst Autos. In demselben kamen die Kassen gefahren. Danach zwei Kutschen. Darin saßen drei Leute im Samtkostüm. Danach kamen Wagnen dann kam eine Kutsche mit sechs Pferden, darin saß der Kaiser und der König um das Völkerschlachtdenkmal zu betrachten.

7. Wir waren an dem Völkerschlachtdenkmal da haben wir das Völkerschlachtdenkmal da haben wir das demmal gesehen. Der Liebe Gott hat es gerate so gemacht als sie gedosen hatten. Das Völkerschlachtdenkmal hat 13. Jahre getauer zu bau nachmittag kam der König vorbei gefahren. Wo die Leute gelaufen kam da war der Ortmanherfentweg wol lauer Leute der sach schwarz aus. In Aben da haben wir die kleinen Lampen an gebrant die sach aus als es kleine Lampen wären. Wir haben gedmüt. Wir sind aben auf den Augustusplatz gekommen da war es schwarz da haben wir die Feuerwär gehört.

8. Am 18. Oktober war es sehr schön. Da war der Kaiser der König und alle Fürsten da. Ich und meine Eltern wir waren in Beobtheida. Da waren die Häuser Illuminiert. Auch bei uns wurden die Fahnen herausgehungen. Dann bin ich mit meinem Vater an das Schwarzenbergdenkmal gegangen. Das Denkmal war sehr schön bekrönt. Bei dem Feste waren die Häuser alle schön

geschmückt. Das Galthaus Napoleonstein war auch sehr schön geschmückt. Nun ist auch das Völkerschlachtdenkmal ganz verblig.

9. Als der König kam stanten viel Leute da. Der König kam in einer Kutsche. Vorn auf den Pferden saßen Leute aus früheren Zeiten. Als der Kaiser kam waren viel Soldaten da. Dann ist der Kaiser und der König aus der Kutsche gestiegen. Dann ist der Kaiser und der König die Straße rauf und runter gegangen. Dann haben die Soldaten Musik gemacht. Dann ist der Kaiser und der König haufen stehen geblieben. Da haben die Leute huraa gerufen. Dann kamen die Südwestafrikaner die sind in das Palast gegangen. Dann sind noch viel Russischeoffizire mit gekommen.

Ist es nicht, als trete man von einem frischen Wiesenplan, wo Kinder lachen und plaudern, in eine Oednis, wo Kinder selbst wie alte Leute schwerfällig am Stocke dahinhumpeln, wenn man aus der Klasse mit den freien Aufsätzen in die Klasse mit den unfreien Aufsätzen eintritt? Aus den freien Aufsätzen klingt wirklich die Kinderseele. So sind die Kinder, hier besonders die Mädchen. Die Lebhaftigkeit, der kindliche Ueberchwang, das Verweilen bei Einzelheiten! Es ist erstaunlich, mit welcher Natürlichkeit manche Kinder die Reden wiedergeben. Ueberall zeigt sich genaue und reiche Beobachtung. — Wie anders in der anderen Klasse. Trotzdem diese Klasse zwei volle Stunden zur Verfügung hatte — die andere Klasse hatte nur eine Stunde — ist das Dargestellte ganz dürftig. Es werden nur die markantesten Vorkommnisse des Tages erwähnt, und diese werden auch nur registriert, nicht geschildert. Keine Einzelbeobachtungen, kein Verweilen! Kein Gefühlsüberschwang, kein Urteilen, keine Gedanken steigen in der kindlichen Seele auf. Viele falsche Beobachtungen zeigen sich; in den Aufsätzen 8 und 9 steht geradezu Unsinn. Ist nun bei diesen Kindern wirklich das kindliche Erleben so trostlos, wie es in den Aufsätzen zum Ausdruck gelangt? Das glaube ich nicht. Woher aber kommt dann die Oede und Dürftigkeit dieser Niederschriften?

Wenn ich recht sehe, liegt die Sache so: Das Kind, das den freien Aufsatz schreibt, versteht sich im Augenblick des Schreibens wieder in sein Erlebtes hinein. Während es wieder darin lebt, formt sich seine Ausdrucksweise wie von selbst. Orthographie und Interpunktion sind nicht so aufdringliche Gesellen, daß sie hemmend eingreifen könnten. Das Kind, das den unfreien Aufsatz schreibt, lebt nicht während des Schreibens im Erlebten. Es lebt im Ringen nach dem sprachlichen Ausdruck. Das Formen richtiger Sätze, die Rechtschreibung der Worte und die Zeichensetzung sind die Zuchtmeister bei seiner Arbeit. Da ist es kein Wunder, wenn das Kind beim Aufsatzschriften nur über sein Erleben hinausstet, um irgend etwas Hervorstechendes zu erhaschen. Das es etwas gefunden, so beginnt die Mähsal der Formulierung womöglich so, wie es die Erwachsenen auch formen würden. Die Ausdrucksweise der Erwachsenen steht dem Kinde aber auf dieser Stufe erst in nur wenigen, eingetragten Formen zur Verfügung. Wenn man so die Arbeit des kindlichen Bewußtseins beobachtet, ist es nicht verwunderlich, daß es innerhalb eines Zeitraumes von zwei Stunden kaum mehr als ein bis zwei Seiten schreibt, während die gleichalten Kinder, die aus ihrem Erleben heraus gestalten, oft in derselben Zeit sechs, acht bis zehn Seiten zu schreiben vermögen.

Verlassen wir nun aber unseren Beobachtungsposten vor der Arbeitsstätte des Kindes und betrachten wir die Arbeit des Lehrers! Was hat der Lehrer des freien Aufsatzes auf dieser Stufe und was der des gebundenen Aufsatzes zu leisten? Der erste hat dem natürlichen Ablauf kindlichen Erlebens freie Bahn zu lassen, der andere aber hat diesen Lauf zu hemmen und in Bahnen zu lenken, die sonst nur für Erwachsene gangbar sind. Es ist kein Zweifel, daß dem letzteren die schwerere Aufgabe zugefallen ist. Und wenn man von der Verlehrtheit seines Beginnens absteht, so muß man bewundernd vor dem stehen, was die Lehrer in dieser Sisyphusarbeit geleistet haben.

Da in den meisten Schulen auf dieser Stufe schon möglichst fehlerfreie Aufsätze verlangt werden, so muß der Lehrer zu Mitteln greifen, die gute Leistungen vordrücken. Er muß mit dem Kindern Satz um Satz formen, interpunktieren und die Wörter vorschreiben. Das wird auch so lange bleiben, solange man gute Aufsatze verlangt. Nicht aber gute Aufsatze heste sind die Hauptfache, sondern gute Aufsätze.

Der deutsche Sturzflieger.

Von Kurt Kuchler.

Wäre er ein Franzose oder ein Amerikaner, sein Name wäre in Deutschland so populär wie es der Name des Franzosen Pégoud war, als er im Sommer vorigen Jahres auf deutschen Flugfeldern seine unerhörten Triumphe feierte. Aber der zwanzigjährige Flieger Tweer, der mit seinem feingliedrigen Flugzeug in wundervoller Grazie durch die Luft tanzt wie ein sonnenfelliger Schmetterling, ist ein Deutscher und stammt aus Osnabrück und sein Weg zur großen Popularität ist deshalb ein wenig schwieriger.

Es ist freilich wahr: der Osnabrücker Tweer macht nach, was der Franzose Pégoud ihm als Erster vorgemacht hat. Es gehörte ein ungeheurer Mut dazu, auf dem Wege eigener Erfahrung zu erkennen, daß es für ein in vollendeter Symmetrie erbautes Flugzeug vollkommen gleichgültig ist, ob man mit dem Kopf nach oben oder mit dem Kopf nach unten durch das Meer der Luft gleitet.

Das Schiff schwimmt auf der zweidimensionalen Fläche des Meeres. Das Flugzeug aber schwimmt im dreidimensionalen Raum der Luft; es kann steigen, fallen, schweben, gleiten, tauchen, in Kurven fahren, deren Durchmesser senkrecht zur Erde steht, kann im freien Raum jedes Looping the Loop vollführen, das man früher als halbschwerfisches Artistenstück im Zirkus besaunte. Das hat der Flug des Franzosen Bégoud gelehrt, das hat der Deutsche Tweer rasch gelernt.

Aber dennoch bedeutet die Leistung Tweers, der dieser Tage auf dem herrlichen Hamburger Flugfeld bei Fuhlsbüttel unter einem strahlenden Sommerhimmel seine wagerechten und senkrechten Schleifen flog, etwas ganz besonderes vor den Flügen Bégouds. Die Sturz- und „Kopf“-Flüge Bégouds wirkten noch forciert. Man hatte den Eindruck, als überfliege er die tödliche lauernde Luft durch verbläuhende Trübs und Kniffe, durch eine raffiniert errechnete Nuancierung der Propeller- und Steuervirkungen. Man erlebte seine senkrechten Schleifen, Kopf nach unten, wie die tollkühne Leistung eines sensationell und nervenreizend mit der Todesgefahr spielenden Artisten. Tweers Flüge aber sind wundervolle Selbstverständlichkeit. Man spürt nichts mehr von einer verwegenen und raffinierten Artigkeit. Man hat den Eindruck einer absoluten und selbstverständlichen Beherrschung der Luft. Wenn Tweer hoch im freien Raum die Spitze seines Flugzeuges leicht nach unten neigt und dann in wundervollem Schwung sich wieder aufrichtet, um eine senkrecht zur Erde stehende Kurve zu beschreiben und wie ein rollendes Schwungrad Kreis an Kreis sät, wenn er mit senkrecht zur Erde stehenden Flügeln enge Kurven fährt, auf und nieder schwebend, hin und her gleitend, dann haben wir Zuschauer das seltsam befreiende Gefühl: die Luft ist dem Menschen untertan. Nicht das Raffinement eines tollkühnen Fliegers bezwingt sie, sondern der Mensch ist frei geworden in der Luft, sie ist in Wahrheit sein Element geworden, in dem er spielt, wie der Fisch im Wasser. Dreißig, vierzig Meter weit läuft das Flugzeug, in seinen seinen Gliedern bebend wie ein edles Rennpferd, sanft eingeschläft in den lichtblauen Rauchwolken des Motors, über den Erdboden, noch ein kunstvoller Mechanismus, noch ein Geschöpf der Erde. Aber sobald es mit knatterndem Gesang aufsteigt in die Freiheit und Ungebundenheit der Sphären, wird es zum leichtbeschwingten, von aller Schwerkraft scheinbar losgelösten Vogel, dem die Luft kein Feind ist. Und unser unermeßliches Staunen löst sich auf in die stille Andacht von endlich erfüllten Menschenträumen, geträumt von den Narben aller Zeiten. Der Mythos vom Sonnenflug scheint vollendet.

Bei Bégoud tollkühnes Wagnis. Bei Tweer das ruhige Bewußtsein: es kann gar nicht anders sein. Und in dieser stolzen und sicheren Erkenntnis liegt das, was die Leistungen dieses Fliegers über das rein Sportliche und Artistische hinaushebt. Denn sie gibt allen Fliegern die befreiende Erkenntnis, daß sich das Reich der Menschen trotz der Opfer an Blut, die noch kommen werden, in Wahrheit erweitert hat bis zur blauen Wölbung des Himmels.

Vermischtes.

— **Fahrbare Häuser.** Von einer neuen Erfindung, die es dem Bürger ermöglichen soll, zum wenigsten in den Sommermonaten ein bequemes kleines eigenes Haus zu bewohnen, berichtet die Volkswelt. Es sind die fahrbaren Häuser, die auch weniger bemittelten Menschen die Freude einer eigenen Sommervilla schaffen sollen und dabei nicht an einen bestimmten Ort gebunden sind, sondern mit geringer Mühe und bescheidenen Unkosten gleichsam überallhin mitgenommen werden können. Diese sinnenreich konstruierten fahrbaren Häuser erhalten mehrere Zimmer, Küche, Badezimmer und alle sonstigen Einrichtungen des steinernen Hauses; sie können an alle Leitungen angeschlossen werden und sind vollständig wetterfest. Tritt der Wunsch oder die Notwendigkeit eines Ortswechsels ein, so kann das Haus mit seinem gesamten Inhalt in wenigen Stunden ohne besondere Vorkenntnis zusammengelegt werden, nimmt die Form eines Möbelwagens an und kann wie ein solcher transportiert werden. Denn der Hauskern ruht auf einem gewöhnlichen Lastwagenunterbau; Fußboden, Zimmerwände usw. sind durch feste Scharniere festlich angehängt und werden beim Aufbau des Hauses herausgeklappt. Auszusehen sind dann nur noch Dede, Dach und Sockelteile. Das Mobiliar ist zum großen Teil eingebaut; natürlich kann der Geschmack und die Neigung des Besitzers bei Bau und Einrichtung berücksichtigt werden. Sieht man in Betracht, daß bei diesen fahrbaren Häusern der Bodenerwerb fortfällt, ein großer Teil des Mobiliars vorhanden ist und ein Ortswechsel sich wesentlich billiger als ein gewöhnlicher Umzug gestalten, dann dürfen diese Häuser als die billigsten gelten, die gebaut werden können. Dazu kommen die Annehmlichkeiten der schnellen Beweglichkeit. Großstadtfamilien können sich in einem Nachtgarten bei der Stadt ein Heim aufschlagen, um es in den Ferien mit dem gesamten Hausrat in die Sommerfrische zu überführen. Kleinere Bauten lassen sich wahrscheinlich für 3000 M. herstellen, mit wachsender Größe und wachsenden Ansprüchen steigen naturgemäß auch die Herstellungskosten, die wohl im allgemeinen zwischen 3000 und 10 000 M. schwanken.

— **Vom Wunder des Todes.** Kurz vor dem eigenen Tode, mit versagender Stimme und oft von Schwächeanfällen unterbrochen, hat Julius Rodenberg den letzten Nachruf an seinen verstorbenen Freund Karl Frenzel diktiert. Beide, Frenzel und Rodenberg, waren klare Geister und Männer, die dem Schicksal ruhig und gefestigt entgegenblickten, jedwede religiöse Schwärmeret war ihnen weisensfremd. Und doch durfte Rodenberg in dem Nachruf auf den Freund erzählen, daß Frenzel einst im engen Freundeskreise der jenseitigen Jenseits Ausdruck geliehen hatte, die Seele werde nach dem Tode auf anderen Sphären neue Heimat finden. Nun Rodenberg selbst ganz sanft entschlafen ist, derart, daß die treue Gefährtin seines Lebens, die Mitschafferin an seiner Arbeit, seine Frau, erklären durfte: „Man kann kaum sagen, daß er starb; man kann nur sagen, er war tot“, gedenkt man des seltsamen „Erlebnisses vom Tode“, von dem er selbst in seinen Erinnerungsblättern „Aus der Kindheit“ erzählt hat. Das soll aber mit seinen eigenen Worten hier stehen: „Es war der heiße Sommer 1884, und ich stand damals in Marburg dicht vor dem Rigoratum. Die Großmutter war nur ein paar Tage bettlägerig gewesen; aber sie, die so friedlich gelebt, sollte nicht ohne Todesstampf scheiden. Sie schien eingeschlummert, erwachte jedoch noch einmal in der Nacht, murmelte etwas, was mein Vater, meine Mutter und eine meiner Schwestern die an ihrem Bette standen, für meinen Namen hielten — denn sie hatte mich, als den erstgeborenen ihrer Enkel, immer besonders lieb gehabt. In derselben Nacht nun, ohne daß ich von ihrer Erkrankung etwas gewußt — denn man wollte mich in meinen Examenarbeiten nicht beunruhigen — hatte ich einen beängstigenden Traum: es war eine drückend heiße Julinacht, und in jenem Zustand des Einschlafens, wenn das Bewußtsein aufhört und die Phantasie weiterarbeitet, sah ich plötzlich meine Großmutter vor mir; traurig, wie ich sie nie gesehen, beugte sie sich über mich, sprach meinen Namen aus und verschwand, worauf ich alsbald mit Tränen in den Augen erwachte. Tagelang konnte ich die Qual nicht loswerden, aber ich schrieb nichts davon nach Haus. Als ich, einige Wochen später, nach absolviertem Examen heimkehrte, kam mir die Schwester entgegen. Lange wagte ich nicht zu fragen; endlich sagte ich: „Die Großmutter?“ — „Sie ist tot“, erwiderte die Schwester; und nun, da mir das Datum und die Stunde des Traumes unvergessen im Gedächtnis waren, erfuhr ich, was sich in jener Nacht an ihrem Sterbelager zgetragen.“

— **Auch eine Kritik.** Von einem heute wohlbekanntem italienischen Dichter erzählt der Corriere della Sera folgendes Erlebnis. Er hatte einen neuen phantastischen Roman erscheinen lassen und wartete nun auf den Erfolg. Aber die ersehnten Käufer kamen nicht. Der unglückliche Autor ging aus einem Buchladen in den andern und erkundigte sich nach dem Schicksal seines Romans, aber immer wieder erhielt er die betäubende Auskunft: „Nichts verkauft, Herr.“ Als er wieder einmal bei dem Buchhändler vor sprach, bemerkte er plötzlich neun Exemplare statt der acht, die er bei seinem vorhergehenden Besuch gesehen hatte. „Neulich hatten Sie acht Exemplare,“ sagte er entrückt, „und heute sind es neun. Mehr werden können es doch nicht.“ — „Ja, wissen Sie,“ sagte der Buchhändler, „eine Dame, die schon den Roman gekauft hatte, brachte ihn zurück, sie möchte irgend etwas anderes dafür haben, und schließlich habe ich ihn — Abziehbilder dafür gegeben.“

* **Freundinnen.** „Ich möchte bloß wissen, warum die Elst vorhin so kleine Schuhe kaufte. Die kann sie doch unmöglich tragen.“ „I wo! Aber sie geht doch jetzt auf Reisen und da stellt sie abends im Hotel die kleinen Schuhe immer vor die Türe und hofft auf die Art wenigstens einen Mann zu kriegen.“

* **Reiselektüre.** „Ach bitte, nimm doch auch das Buch da mit in den Koffer!“ — „Aber Frau, was willst Du denn damit: „Von der Theorie der Induktion“ von Lacheter?“ — „Ja, das ist ein ausgezeichnetes Format, um Edelweiß zu pressen.“

* **Der Modophilosoph.** Zwei Freundinnen treffen sich in einem Salon. „Sage einmal, weißt Du vielleicht, wo man sich die Bücher von Bergson verschaffen kann?“ — „Ach, meine Liebe, glaub doch daran nicht. Man denkt sich immer wunder was, und nachher ist vielleicht überhaupt nichts Ausföhrliches drin.“

* **Nach dem Kommerz.** Studiosus (unterm Kneipstisch aufwachend): „Bogtaufend, kommt mir heute meine Bude aber niedrig vor!“

Magisches Quadrat.

In die Felder nebenstehenden Quadrats sind die Buchstaben A A A A D H H K L L N R R T U U derart einzutragen, daß die wagerechten u. senkrecht Reihen gleichlautend folgendes bedeuten:

1. Männlichen Vornamen.
2. Stadt in Uelßinien.
3. Biblischen Namen.
4. Nebenfluß des Rheins.

Auflösung in nächster Nummer.

Auflösung des Logogriffs in voriger Nummer: Reich, Gsch.